

Mai

von Karl Hynek Macha

I

Spätabend war's – es war der erste Mai –
Ein Abendmai – es war der Minne Zeit.
Die Turteltaube lockt' zur Seligkeit
Im duft'gen Kieferhain, so traut und treu.
Von Liebe flüsterten die stillen Moose,
Und Liebeswehe log der Blütenbaum,
Von Liebe sang die Nachtigall der Rose,
Der Abendwind verriet den Rosentraum.
Im tiefgeheimen Schmerze seufzte leise
Der glatte See, und leise seufzte auch
Das kühle Strandgebüsch im Abendhauch,
Indes die Strahlensonnen and'rer Kreise
Still irrten durch die blaukristall'nen Sphären
Und glühten dort wie heiße Liebeszähnen.
Auch ihre Welten, hoch im Äther blühend
Wie in dem Dom der ew'gen Liebe, standen
Einander näher stets, in Liebe glühend,
Bis sie zuletzt, nur noch als Funken sprühend,
Wie ein verirrtes Paar sich wiederfanden.
Des Vollmonds wunderschönes Angesicht,
So lieblich hell und so entzückend bleich,
Der Jungfrau, die den Liebsten sucht, gleich,
Umfloss ein süßes, rosenfarb'nes Licht.
Er sah sein Bild die Wässer glühend färben,
Und wollt' in Liebe zu sich selbst hinsterben.
Dort sieh' der Höfe bleiche Schatten blinken,
Wie sie sich immer tiefer, tiefer neigen,
Als wollten sie, sich im traumhaften Schweigen
Umarmend, in der Dämm'ung Schoß versinken,
Bis sie in Eins verschmelzen, sichtbar kaum,
Mit ihnen neigt und schmiegt sich Baum zu Baum. –
Am fernsten Rande graut der Berge Schiefer,
Die Kiefer neigt zur Birke und zur Kiefer
Die Birke sich. Die Well' im Bache zieht
Die Welle nach. Und was Geschöpf heißt, glüht
Zur Minnezeit in Minne tief und tiefer. –

Ein Rosenabend ist's; da sitzt ein
Bildschönes Mädchen unter'm Eichenbaum
Am Seegestad' und schaut vom Felsenstein
Weit, weithin über diesen Wasserraum,
Der dunkelblau sich ihr zu Füßen windet;
Doch seeeinwärts erscheint der Wellentanz
Hellgrün, und immer grüner wird sein Glanz,
Bis er zuletzt in blasses Zwielflicht schwindet.
Und über diese weite, weite Fläche

Schweift wirr des Mädchens müdes Aug' zur Ferne,
Doch sieht auf dieser weiten, weiten Fläche
Es nichts, als nur den Widerschein der Sterne.
Ein Engel einst – gefall'ner Engel nun –
Ein Amaranth, bereits im Lenz verglommen! –
Doch siehst du auf der Wang' die Schönheit ruh'n
So blass – die Stund', die alles ihr genommen,
Hat auf die Stirn und in den Blick, den trüben,
Den Zauber tiefster Trauer hingeschrieben. –

So waren zwanzig Tage schon verstrichen,
Es kommt der Traum in's stille Land geschlichen –
Der letzte Sonnenbrand erlischt so schnell,
Nur dort noch glüht der Himmel rosenhell,
Wo ihn berührt des Bergkamms Dämmerbläue.
„Er kommt nicht! – Nein, er wird nicht wiederkehren! –
Betrogene, dich wird der Gram verzehren!“
In ihrem Busen seufzt die tiefe Reue,
Im Herzen zuckt ihr das Gefühl der Pein,
Und in des See's geheimnisvolle Töne
Mischt sich des armen Mädchens Angstgestöhne.
In Tränen spiegelt sich der Sternenschein,
So über Ihren Wangen kühl und krank,
Herniederfallen, wie ein Feuerfunkenstrauß,
Sie löschen wie gefall'ne Sterne aus –
Die Blume welkt, auf die Sternlein sank.

Sieh' hin, dort ist sie, hoch am Felsenrande;
Wie sie sich vorwärtsbeugt und lauschend steht!
Ein Lüftchen spielt mit ihrem Schneegebirge
Indes ihr Auge in die Ferne spät. –
Nun trocknet sie voll Hast die flücht'ge Zähre,
Nun schirmt die Hand das matte Aug' als Wehre,
Das rastlos sucht die nebelgraue Ferne,
Dort, wo der See bereits den Berg bespült,
Das Abendrot im Wellentanz sich kühlt
Und auf den Wässern spielen taufend Sterne.

Gleich einer jungen Taube, weiß wie Schnee,
Die unter einer schwarzen Wolke fliegt,
Gleich einer Wasserlilie, die sich träumend wiegt
Auf dunklem Blau – so blinkt es auf dem See.
Wo brandend an's Gebirg der See sich schmiegt,
Dort naht es, von der grauen Flut gewiegt,
Es naht so hastig. Noch ein Weilchen späher,
Und schon wie Storchflug, so ernst und schwer,
Kein Täubchen, keine Lilienblüte mehr,
Von Wind gewiegt, ein weißes Segel naht.
Ein schlankes Ruder taucht in's Wellenbad
Und bildet auf dem Spiegel weite Kreise;
Die gold'nen Rosen, die dort bei den Eichen
Des Berges glüh'n als Abendhimmelszeichen,

Umflechten goldgirlandengleich die Gleise.
„Ein rascher Kahn! – Nur näher, nur heran!
Er ist's, er ist's! – Die Federn sind's – der Hut –
Die Blumen – dieses Aug' voll süßer Glut –
Der Mantel auch – !“ Beim Felsen hält der Kahn.

Der Schiffer geht mit leichtem Ruhetritt
Den schmalen Steg hinan zum Felsenkamme.
Des Mädchens blasses Antlitz wird zur Flamme –
Beim Eichbaum lauscht sie – stürzt ihm nun entgegen
Sie jubelt auf – sie läuft – nur noch ein Schritt –
In seinen Armen fleht sie um den Segen –
„Ha, wehe mir!“ Das fahle Vollmondlicht
Beschien ein fremdes, kaltes Angesicht;
Das Blut in ihren Adern ward zu Eise.
„Wo ist mein Wilhelm?“

„Sieh“,“ der Schiffer sagt
Zu ihr und seine Rede tönt so leise,
„Sieh“, dort am See aus dunkler Baumnacht ragt
Ein kleiner Turm empor; sein weißer Schatten
Senkt tief sich in den See, den spiegelglatten;
Doch tiefer noch aus schmalen Fensterlein
Taucht in die Flut ein trüber Lampenschein:
Still sinnt dort Wilhelm nach, dass bis zum Grabe
Er nur noch einen Tag zu leben habe.
Gehört hat er von deiner Schuld und Schmach...
Es glückt', den Ehrenräuber zu erjagen...
Den eig'nen Vater hat der Sohn erschlagen...
Der Tat folgt Rache auf der Ferse nach! –
Nun stirbt er schachvoll. – Ruh' ist ihm gegönnt,
Bis seine einst so rosenroten Wangen
Hoch auf dem Rad verwelkt, verdorret prangen,
Bis Glied um Glied des Rades Speiche trennt –
Das ist des Wälderfürsten Schreckensend'! –
Für seine Schmach, für seine Schuld hab' du
Den Schimpf der Welt und meinen Fluch dazu!“

Er kehret um. – Und still ist's, wie im Grab –
Dann steigt er von den Felsen rasch herab,
Wo er am Ufer seinen Nachen findet,
Der wie ein Wanderstorch nun fernhin zieht,
Bis er, so klein wie eine Lilienblüt',
Am Wasser zwischen Bergeshöh'n verschwindet.

Still ist die See, allein die Tiefe grollt in Nacht,
Die Landschaft ruht, vom Glanz Sternenwelt bewacht;
Da schwimmt ein weißes Kleid auf den gewässern sacht,
„Jarmila!“ seufzt so bang die ganze Landschaftsrunde,
„Jarmila!“ hallt es dumpf aus tiefem Wassergrunde.

Spätanbend ist's – es ist der erste Mai –
Ein Abendmai – es ist der Minnezeit.

Die Turteltaube lockt zur Seligkeit:
„Jarmila! – Jarmila!! – Jarmila!!!“

II

Es sank ein ein Sternlein aus der Himmelssphären:
Ein totes Sternlein mit lichtblauem Schein;
Es fällt herab in unbegrenzte Leere,
Und ewig sinkt es in das ew'ge Sein.
Laut tönet es aus dem Grab des Alls sein Weinen,
Es klagt so herzzerreißend, seit es fiel.
„Wann wird das Ende seines Falls erscheinen?“
Ach nie – ach nie! – Sein Fall ist ohne Ziel! –

Rings um den weißen Turm die Lüfte säuseln –
Da unten sich die Wellen flüsternd kräuseln,
Und auf des Turmes Mauern, aschenfahl,
Hat Silberglanz gestreut des Mondesstrahl;
Doch tief im Turme herrscht ein pures Dunkel,
Denn selbst des Mondes sanfte Strahlenpracht
Verwandelt sich, wie sie dort voll Gefunkel
Einfällt durch's Fensterlein, in dumpfe Nacht,
Und furchtsam nur hält sich umarmt die Pfeilerschaar
In diesem Nachtgrau'n. Stöhnend zieht der Wind vorbei,
Als wär' es der Gerichteten Entsetzensschrei,
Und spielt mit des Gefang'nen Lockenhaar.
Der lehnt an einem Steintisch wie schlaftrunken,
Und stützt in die Hand den Kopf so traurig,
Halb sitzt er und halb kniet er, tief versunken
In der Gedanken Abgrund, grabesschaurig.
Und wie die Wolken über das Mondantlitz schreiten,
Verdunkeln sie auch seine Seele schaurig,
Und ein Gedanke wird das Grab des zweiten.

„O tiefe nacht! Du hüllst in stiller Feier
Nun meine Heimat in die schwarzenSchleier,
Und sie gedenket mein voll Traurigkeit! –
Sie trauert? – Und um mich? – Ach, eitler Traum! –
Sie weiß nichts mehr von mir seit langer Zeit.
Der klare junge Tag wird morgen kaum
Aus ihren Waldrevieren aufwärts sprühen,
Dann bin ich hingerichtet – o die Schmach!
Sie aber wird so hell und heiter blühen,
Wie sie es tat an meinem ersten Tag.“

Nun schwieg er still; doch in der Kerkerhall',
Die von den Pfeilern stolz getragen ward,
Stets weiter bebt' der letzte Klageschall,
Bis er, als wäre er vor Angst erstarrt,

Im Hintergrunde des Gewölbes sacht
Eingeschlummert' in der öden, dumpfen Nacht.

Die tiefe Stille dieser schwarzen Nacht
Beschwört die Zeit herauf, die längst entwichen,
Und der Gefang'ne lebt nun in der Pracht
Der holden Jugendtage, längst verblichen.
Und die Erinn'ung an das Kindheitsglück
Lockt all' die alten Kindheitsträum' zurück;
Das Auge des Gefang'nen glänzt in Tränen,
Das Herz versinkt in namenloses Sehnen –
Ein eitles Sehnen nach dem toten Glück!

Dort über'm See im Westen, wo so viele
Berghöh'n gewaltig angetürmet sind,
Dort in der Waldnacht – träumt er – dass er spiele
Zum letztenmale heut', ein schuldlos Kind.
Vom Vater ward er in die Welt verstoßen
Die Räuberhöhle ward ihm zum Asyle –
Bald wählen ihn zum Hauptmann die Genossen,
Tollkühnes wird vollbracht von seiner Hand,
Sein Name stürzt in Angst das ganze Land,
Der „Herr der Wälder“ wird er nur genannt!
Die Lieb' zu einer Rose, frühentblättert,
Entflammte seine Rachewut – da fand
Er den Verräter der Gefall'nen und zerschmettert'
Des eig'nen Vaters Haupt, den er nicht mehr erkennt!
D'rum sitzt er nun im Kerker schauerlich,
Und morgen schon wird auf dem Rad und Pfahl
Der Wälderfürst gerichtet, so wie sich
Am Bergsaum zeigt der erste Sonnenstrahl.

Er lehnt an einem Steintisch wie schlaftrunken
Und stützt in die Hand den Kopf so traurig,
Halb sitzt er und halb kniet er, tief versunken
In der Gedanken Abgrund, grabesschaurig.
Und wie die Wolken über das Mondantlitz schreiten,
Verdunkeln sie auch seine Seele schaurig,
Und ein Gedanke wird das Grab des zweiten.

„Mein Vater – Nebenbuhler! Ich, sein Sohn
Der Mörder! – Er hat sie verführt?! – Ich kannt'
Ihn nicht. – Mit diesem großen Morde fand
Zweifache Untat fürchterlichen Lohn.
Er jagte mich vom Herd' und Dache weg –
Weswegen ward ich dann der Wälder Schreck?
Und wessen Schuld wird morgen wohl gesühnt?
Durch wessen Schuld hab' ich den Fluch verdient?
Das ist nicht meine Schuld! – Ward ich nur eben
Gelockt in dies traumhafte Menschenleben,
Um seiner Schuld Sühnopfer zu errichten?
Und tat ich's, nicht der eig'nen Kraft befehlend,
Weswegen will man mich alsdann so elend

Im Tod für Zeit und Ewigkeit vernichten? –
Für Zeit und Ewigkeit? – Zeit, Ewigkeit –“
Hinstirbt das Wort in düst'rer Einsamkeit,
Zurückgeworfen von den schwarzen Mauern;
Der nächtlich stumme Riesenschratten schreitet
Die Hall' entlang, indes mit kalten Schauern
Ein neues Traumbild durch des Räubers Seele gleitet.

„Ach sie! – Ach sie! Mein Engel, licht und hehr!
Weswegen viel sie, eh' ich sie gekannt?
Warum durch ihn? – Und ihr Verführer – er?
Mein Fluch –“ Das Wort erstirbt am Lippenrand
Vor tiefem Schmerz. Er rafft sich auf und ermannt;
Die Ketten rasseln durch die Dunkelheit,
Er tritt an's Fenster und sein Auge, angstverwirrt,
Schweift auf den lauten Wässern weithin, weit. –
Der Vollmond hat sich in's Gewölk' verirrt,
Doch ob der Berge grauen Schattenwogen,
Der Sterne Heerschar leuchtend kommt gezogen;
Auch in die dunklen Wellen zitternd flicht
Der Sternglanz sich, wie ein verlor'nes Licht. –
Des Räubers Auge sah das Funkenspiel,
Als neue Schmerzglut in die Brust ihm fiel.
„Wie ist so schön die Nacht! Die Welt, wie schön!
Licht folgt auf Schatten – Schatten folgt auf Licht!
Und morgen schon erblickt mein Aug' sie nicht,
Das tote Auge soll dann nichts mehr seh'n!
Und sieh', wie dort die graue Wolke schreitet
Und fliegend stets sich weiter, weiter breitet,
So auch –“ Der Räuber wankt' und schloss die Lider,
Wildrasselnd fiel die Eisenkette nieder,
Und alles war wie ausgestorben wieder. –

Von Berg zu Berge zieh'n die Wolkenschatten,
so breit wie eines Riesenvogels Flügel,
Und senken dichte Schleier auf die Matten,
Auf alle Höhen, auf den Wasserspiegel.
Doch horch, jenseits der Berge ist erwacht
Im dunklen Wald so süße Melodie!
Da tönt ein Waldhorn durch die weite Nacht –
O welche Nachtmusik, o welche Elegie!
Es ist ein Schlummerlied, so mild und leise, –
Still wie im Traum liegt Wald und Berg und See.
Und auch der Mann im Turm vergisst sein Weh,
So hält bezaubert ihn die traute Weise.
„Welch süßes, zauberisches Leben zieht
Mit diesen Tönen durch die Nacht der Föhren;
Doch ach, sobald der nächste Tag entflieht,
Dann ist mein Ohr schon taub für dieses Lied,
Und wird dies Lied auch nimmer wieder hören!“ –
Die Ketten rasseln grell – der Räuber sinkt
Bewältigt auf das harte Pflaster nieder – –

Nun wird es totenstill. – Sein Herz versinkt
In seine alte Jammertrübsal wieder,
Das Waldhornlied wie sanftes Schluchzen klingt,
Bis es dann sacht einschläft, stets ferner, müder. – –

„Die Zukunft?! – Noch ein neuer Tag?! – Das kaum!
Was über ihn hinaus, ist eitler Traum.
Kann's einen Schlummer ohne Träume geben?
Vielleicht ist dies mein Leben auch nur ein
Traumschlummer und der nächste Morgenschein
Wird mich in and're Träum' hinüberheben?
Wie, soll vielleicht, was ich in tausend Stunden
Der Sehnsucht auf der Erde nicht gefunden,
Der nächste Tag mir glänzend offenbaren?
Wer weiß? – Ach, das niemand noch erfahren.“ –

Und wieder schweigt er. Nächtlich stilles Dunkel
Senkt sich von neuem auf das All' herab.
Erloschen ist des Mondes Lichtgefunkel,
Mit ihm erstirbt der Sterne gold'ner Strahl,
Und dichte Finsternis bedeckt das Tal,
Dumpfstarrend, wie ein off'nes Riesengrab.
Still ist der Wind, es schweigt der Wellensang,
Einschließ des Waldhorns süßer Wehmutklang,
Und in dem langen, weiten Kerkerraum
Ist totes Schweigen wie ein schwarzer Traum.
„Grabtief und rabenschwarz ist die Nacht! –
Doch eine schwärz're wird nicht noch umranken – – –
Hinweg Gedanke!!“ – Des Gefühles Macht
Bewältigt wild den schrecklichen Gedanken.

Rings ist es tiefstill. Von den nassen Mauern
Nur rinnt ein Tropfen nach dem andern sacht,
Und dumpfeintönig hallt das Sickern wider
In dem Gewölb' mit seinen kalten Schauern,
Als mässe es den trägen Gang der Nacht.
Es klingt – verhallt – und fliegend sinkt es nieder,
Es hallt – verklingt – und sinkend klingt es wieder.

„Grabtief und rabenschwarz ist die Nacht! –
Doch eine schwärz're wird nicht noch umranken – – –
Hinweg Gedanke!!“ – Des Entsetzens Macht
Bewältigt wild den hässlichen Gedanken. –
Und wieder still. Und wieder misst der Klang
Des Tropfenfalls der Nachtzeit trägen Gang.

„Noch schwärz're Nacht! – – In diese Nachtzeit flicht
Sich matter Mondschein doch, ja selbst der Strahl
Des Sterns – – dort gibt's nur Schatten, wüst und fahl,
Dort gibt es nie, ja nie und nie ein Licht,
Dort haust die Finsternis nur, schwarz und dicht.
Dort gibt es nur die Einheit, keine Teile –
Das All ist endlos und kennt keine Weile,

Nie flieht die Nacht, nie wird der Tag Regent,
Und niemals zehrt sich selber auf die Zeit.
Ein Ziel gibts nirgends – nirgends – weit und breit.
Und aus dem Raum, der keine Grenzen kennt,
Starrt schauerhaft mich an die Ewigkeit.
Urleere gähnet tiefschwarz über mir,
Und rings um micht, und gähnet unter mir,
So fürchterlich, dass sie kein Wort benennt! –
Endlose Still' – nie klingt die Freude hier –
Nie ächzt der Schmerz in dem endlosen Raum – –
Das ist ja des Gedankens Todestraum,
Das ist das ‚Nichts‘, von dem die Welt gesprochen.
Und eh' noch ist der nächste Tag verflossen,
Bin ich in tiefes Nichts hinausgestoßen“ – – –
Er stürzt hin – Kraft und Stimme sind gebrochen.

Die Wellen aus der Seefern' nah'n verschwiegen,
Und leise spielend mit des Turms Grundsteinen,
Mit denen sie nun sanft zu flüstern scheinen,
Als wollten sie in süßen Schlummer wiegen
Den Mann im Turm – der Schmerzenreichsten Einen.

Allein den Wächter weckt' der hohle Klang
Der Eisenketten in den öden Räumen;
Er bracht ein Licht. – Nicht weckt' sein leichter Gang
Den ersten Mann aus seinen Schreckensträumen.
Von Säul' zu Säule fliegt der trübe Schimmer
Der Lampe durch den weiten, öden Bau,
Doch immer blässer, blässer wird der Flimmer,
Bis er im Hintergrund verdämmert grau.
Im fernsten Raum, wohin der Schein nicht drang,
Bleib's rabenschwarze Nacht, so dumpf und bang.
Doch des Gefang'nen Aug' bleibt unbewegt,
Als hielte noch die Wolke es bedeckt,
Fast scheint's, dass es, gebrochen, nichts mehr sehe,
Obwohl der Wächter Lampe rotes Licht
Ihm übergoss das bleiche Angesicht,
Und scheu das Dunkel flüchtet' aus der Nähe.
Stumm lehnt er an dem Steintisch, wie schlaftrunken,
Und stützt in die Hand den Kopf so traurig;
Halb sitzt er und halb kniet er, tiefversunken
In tiefer Ohnmacht Abgrund, grabesschaurig.
Und nur die Lippen, krampfhaft flüsternd, sagen,
Dass ihn entsetzlich böse Träume plagen.

„Mein Geist – mein Geist – und meine Seele, ach!“
Das sind die Worte, die so ängstlich schwach
Sich einzeln dem halboff'nen Mund entwenden.
Doch eh' ein Laut in's Ohr des Lauschers taucht,
Sind schon die Schreckensworte längst verhaucht,
Sie sind ein Nichts schon wieder – kommen, schwinden.

Der Wächter tritt heran; das Ampellicht
Fällt gerade auf des Träumers Angesicht.
Dies Antlitz ist so wildentstellt und bang –
Das Auge starr wie Glas und immer trüber,
Als sah' es in die Ewigkeit hinüber –
Und Schweiß und Blut und Zähren auf der Wang' –
Ein Flüstern schläft am Mund – ein toter Sang.

Da neigt sein Ohr der Wächter furchtsam und
Bekommen hin zu des Gefang'nen Mund,
Und hört nun, wie vom Säuselwind getragen,
Den Träumer seine Mähr' noch weiter sagen.
Und immer tiefer neiget sich der Späher
Zu dem Gefang'nen, immer näher, näher,
Bis Ohr und Mund sich scheinbar fast vereinen.
Der flüstert leis' und leiser, dass er eher
Noch still wird, ehe er zum Ende kam – –
Nun schläft er wirklich, reglos gleich den Steinen.

Der Wächter steht und fühlt sein Auge weinen,
In seinem Herzen wühlt der wilde Gram. –
Noch lange stand er dort wie angefroren,
Bis er die ganze Kraft zusammennahm
Und aus dem Kerker stürzte, schmerzverloren.
Zwar tat er, selbst nicht in der Sterbestund'
Was er vernommen, keiner Seele kund,
Doch ist von nun an über seine Wangen,
Die blassen, nie ein Lächeln mehr gegangen. –

Und als der Wächter nach sich schloss die Tür,
Da waren die Grabschatten wieder hier;
Und Nacht ist's wieder. Wieder misst der Klang
Des Tropfenfalls der Nachtzeit trägen Gang.

Und der Gefang'ne lehnt am Tisch von Steinen,
Halb sitzend und halb knieend, voll der Pein.
Sein Antlitz ist so wildentstellt und bang –
Das Auge starr wie Glas und immer trüber,
Als sah' es in die Ewigkeit hinüber –
Und Schweiß und Blut und Zähren auf der Wang'.
Unausgesetzt eintönig misst den Gang
Der trägen Nacht des Tropfenfalles Klang.
Der Tropfen Fall, des Winds, der Wasser Sang
Sie bringen von dem nahen Tode Kunde
Dem schaudervoll verfluchten Wälderherrn –
Der Totenvogel kreischt schon in der Fern',
Am Turmdach dröhnt die zwölfte Glockenstunde.

Erstes Intermezzo

Mitternacht (Landschaft)

An weiter Eb'ne träumt des Mondes bleicher Glanz,
Rings um die Berge Nacht, im See der Sterne Tanz,
Ein Hügel ragt am Seegestad empor,
Darauf ein Pfahl, an dem ein Rad sich schwingt,
Und auf dem Rad ein weißer Schädel blinkt,
Rings um das Riehtrad schwärmt ein Geisterchor,
Der grausig einen Totenreigen schlingt.

Geisterchor

Um Mitternacht ist Alles still und stumm;
Irrlichter wandern auf den Gräbern um
Und schau'n mit ihrem blauen Totenlicht
Dem heut' Begrab'nen in das Angesicht.
Er darf als Letztbegrabener nicht ruhen,
Er hält die Wacht, an's eig'ne Kreuz gelehnt,
Indes die Andern schlafen in den Truhen.
Ein Graugewölk sich im Zenite dehnt,
Worauf die Mondeskugel ruhet und
Des Kirchhofwärters Blick, zerrissen, tobt,
Die weißen Zähne im halboffnen Mund
Beglänzt mit ihrem matten Strahlenrot.

Eine Stimme

Jetzt ist es Zeit! – So ordnet das Gepränge!
Der nächste Morgen führt in uns're Reih'n
Den schauerlichen Herrn der Wälder ein.

Geisterchor (Den Schädel vom Rade herabnehmend)

So tritt heraus denn aus der Totenmenge,
Nimm Leben an, empfang' Stimme, Schatz,
Bleib' da bei uns, sollst uns willkommen sein,
Denn lang genug schon warst du hier allein,
Ein And'rer kommt nun bald auf deinen Platz.

Der Schädel (In der Mitte des Reigens umherwirbelnd)

Wie streckt all mein Gebein so seltsam sich,
Eins will's wohl wieder sein – ich fass' es kaum,
Wie wimmelt es doch hier so schauerlich –
Mein neuer Traum! – Mein neuer Traum! –

Eine Stimme

Schon steht bereit sein neues Nachtquartier.
Und wenn die nächste Mitternacht beginnt,
Und wieder uns zusammenträgt der Wind,
Hernach begraben wir ihn prunkvoll hier.

Geisterchor

Schon steht bereit sein neues Nachtquartier.
Und wenn die nächste Mitternacht beginnt,
Und wieder uns zusammenträgt der Wind,
Hernach begraben wir ihn prunkvoll hier.

Eine Stimme

Mein Aufruf fliege durch die weiten Auen;
Die Mitternacht soll das Begräbnis schauen!
Sag' jeder an, was er zum Fest will bringen!

Der Pfahl mit dem Rade

Ich liefere dem toten Mann die Truh'.

Die Frösche im Sumpfe

Wir wollen ihm die Totenlieder singen.

Der Wind über dem See

Die Grabmusik bestellt der Wind dazu.

Der Mond im Zenit

Ich will das weiße Leichentuch ihm spenden.

Der Nebel auf den Bergen

Ich werde dann die Trauerflöte senden.

Die Nacht

Ich händige euch schwarze Kleider ein.

Die Berge rings in der Landschaft

So wollet uns die Trauerschleier senden.

Der fallende Tau

Und ich, ich will euch meine Tränen leih'n.

Der Anger

Ich komme dann mit Weihrauchduft entgegen.

Die sinkende Wolke

Und besprenge dann den Sarg als Regen.

Die fallende Blüte

Von mir soll er die Trauerkränze haben.

Die leichten Lüftchen

Auf seinen Sarg hin wollen wir sie legen.

Johanniskäfer

Wir wollen dann die hellen Kerzen tragen.

Donner aus der Tiefe

Ich will den dunpfen Klang der Glocken wecken.

Der Maulwurf unter der Erde

Indessen werde ich das Grab ihm graben.

Die Zeit

Mit grünem Rasen will ich es bedecken.

*Nachtvögelgeschwärme
(über den Mond hinfliegend)*

Wir lassen uns zum Leichenschmaus ansagen.

Eine Stimme

Bestellt ist Leichenfahrt und Festgelag!
Erbleichend stirbt der Mond im Dämmerflore,
Der Morgenstern erschließt die goldnen Tore –
Schon graut der Tag! – Schon graut der Tag!

Geisterchor

Schon graut der Tag! – Schon graut der Tag!

(Er verschwindet)

III

Ein Rosenmorgen schwebte auf den Gipfeln
Der dunklen Höh'n und weht' das Tal des Mai'n,
Doch irrt' der Traum noch ob den Waldbaumwipfeln
Wie leichter Nebel vor dem Sonnenschein.

Und aus dem dunklen Walde sind schon viele
Hellblaue Düfte himmelwärts gestiegen,
Indes sich blaue Nebelbilder wiegen
Und auf dem See in sanftem Farbenspiele;
An seinem Ufer, in der Berge Schatten,
Und da und dort rings auf den weiten Matten,
Jenseits des Walds die weißen Höfe traut
Erglänzen, bis wo, einem König gleich,
Der Berge höchster in die Wolken schaut,
Und wie ein Ries' aus dem Nachtschattenreich
Hinein in's Rosenlicht des Morgens graut.

Aus dunklem Bergschacht ist zur Himmelbläue kaum
In Purpurpracht empor gewallt die gold'ne Sonne,
Aufwacht die ganze Welt aus ihrem nächt'gen Traum,
Und alles, was da lebt, es jauchzt in Lust und Wonne.
Dort auf dem grünen See der weißen Vögel Zug,
Hier schneller Ruderschlag. Der Kähne leichter Flug
Malt in das Wellenblau purpurne Schimmergleise.
Am Seegestade rauscht ein Birkenwäldchen leise,
Der Drosseln Festpsalm tönt melodisch in das Lied
Der blüh'nden Mädchenschaar, die durch den Talgrund zieht,
Und alles Sein vereint sich zu des Jungma'ñ Preise.
Es führt der Morgenwind, so lieblich wie Gesang,
Ein weißen Blütenheer die grüne Flur entlang,
Er lenkt den Wildganszug hoch ob dem dunklen Walde,
Spielt mit den Bäumchen dort auf freier Bergeshalde.
Ein einz'ger Anblick trübt des Morgens hellen Flor:
Wo in den See hinein der Streifen Landes ragt,
Und aus der kleinen Stadt des Turmes weißer Schatten
Weithin sich lagert auf den See, den spiegelglatten,
Da wird ein wilder Lärm rings laut, kaum dass es tagt,
Da wogt das bunte Volk heraus zum off'nen Tor.
Von weither strömt das Volk – stets größer wird die Menge,
Es wächst der Lärm, je mehr die Scharen sich verdichten
So woget wie ein Meer das brausende Gedränge,
Denn – einen Mörder wird man heut' zu Tode richten.

Nun blicket hin zum Tor der Stadt – Soldaten schreiten
Gemess'nen Ganges heraus, den Frevler zu begleiten;
Er wandelt in der Mitt' in der gewohnten Tracht.
Da schweigt der Lärm, allein bald ist er neu entfacht,
Durch das Gebrause dringt der Ruf mit wilder Macht:
„Er ist es, ja er ist's! – Die Federn sind's, der Hut,
Die Blumen und das Aug' mit seiner fremden Glut!
Der Mantel selbst! – Er ist's, des Waldes Schreckensherr!“
So tönt es unter'm Volk von allen Seiten her;
Stets wächst der Lärm, wie wenn empörte Wässer toben,
Je mehr der träge Zug naht mit dem Hoffnungslosen.
Das Kriegsvolk rings, es gleicht der schwarzen Himmelswolck',
Blitzstrahlen gleicht der Waffenglanz im Sonnenlicht.

Gesenkten Blickes geht der Mann, doch wankt er nicht –
Das Sünderglöckchen klingt. Es betet still das Volk.

Ein kleiner Hügel ragt dort aus dem Seegestad,
Auf ihm erhebt sich schlank ein Pfahl mit einem Rad;
Doch doppelgipflig starrt ein schroffer Berg daneben,
Ein weißes Kirchlein glänzt auf seinem höhern Grat.
Zu diesem Kirchlein kam langsam der Zug soeben.
Da tritt das Volk zurück – der Frevler steht allein,
Dass er in der Natur erhab'nem Heiligtume
Noch einmal schaue das Gebirg, die Au, den Hain,
Wo einst so schon ihm blüht' der Jugend heit're Blume,
Dass er nur einmal noch, so nah' der Rosenhelle
Der Himmelswolken, vor der weißen Bergkapelle
Zum Herrn der Schöpfungswelt für seine Seele flehe.
Und aller Lärm verstummt, still harret der Menschenschwarm,
Doch jeglich Herz beengt ein fremder, ernster Harm,
Dem Unglücklichen gilt das trauernde Mitwehe,
Durch Tränen schaut der Blick hinauf zur Bergeshöhe,
Wo nun, der Schöpfung Pracht anschau'nd, der Frevler steht
Vor Gott, versenkt in still demütiges Gebet.

Des Sonnenaufgangs gold'nes Purpurlicht
Färbt rosig des Verbrechers Bleichgesicht
Und trocknet sanft in seinem Blick die Tränen,
Der in die Ferne schweift im bangen Sehnen.
Tief unter ihm ein schönes Lenztal träumt,
Die dunklen Höhen haben es umsäumt,
Der grüne Kranz der Wälder hält's umschlungen,
Und mitten in der blüh'nden Niederrungen
Glänzt morgenklar der See und schlummert leise.
Zunächst dem Ufer ist er dunkelblau,
Doch seeeinwärts erscheint der Wellentanz
Hellgrün, und immer grüner wird sein Glanz,
Bis er zuletzt verschmilzt in lichts Grau.
Im weitgespannten Umkreis schmücken weiße
Gehöfte das Gestade dort und da,
Und in den Wellen baden weiße Schwäne,
Und rudern schnell dahin die leichten Kähne,
Bis wo der See, den Bergeschatten nah',
Weit in die Fernen sich verliert, die blauen.
Die Gondeln und die schönen Meierei'n,
Der Turm, die Stadt, der Schwarm der weißen Vögel,
Die Hügel rings, die dunklen Bergeskegel –
Dies alles taucht sich in die Flut hinein,
Und scheint sich wie im Spiegel zu beschauen.
Im blauen Fernduft senkt sich, sichtbar kaum,
ein Steinbruch schroff zum Blütenufer nieder,
Vielästig tront am Felsenkamm ein Baum,
Ein alter Eichbaum – dort – ach jene Zeit,
Wo Turteltäubchen lockt' zur Seligkeit,
Und jene Zeit erscheint nimmer wieder! –

In nächster Näh' ein kleiner Hügel winkt,
Auf ihm ein Pfahl, um den ein Rad sich schwinkt.
Und auf der Berghöh', wo der Frevler sinnt,
Gleich Geisterseufzern rauscht ein junger Hain –
Und rings im Tale prunkt im Sonnenschein
Tautropfenglanz – ein Maientag beginnt.

Der Frevler sah dies alles, hell und hold,
Dies alles, was er nun verlassen sollt',
Und es ergriff der wilde Gram sein Herz;
Tief seufzt er auf und Zähre sinkt um Zähr',
Noch einmal irrt der nasse Blick umher –
Zuletzt! – Dann wendet er sich himmelwärts.
Am blauen Himmel dampfen weiße Wölkchen,
Der leichte Frühwind spielt mit ihnen heiter,
Es steht so hoch, das silberfarb'ne Wölkchen,
Und zieht am Himmelsplan stets weiter, weiter.
Da klagt der Ärmste zu Wölkchen auf:

„Ihr Wolken, die ihr dort im unbegrenzten Lauf
Umfasst die Erde mit geheimnisvollem Arme,
Zerfloss'ne Sterne ihr – des blauen Himmels Trauer,
Ihr Schmerzenträger, die ihr in dem herben Harme
Euch selbst zerhauchet in gelinde Tränenschauer:
Und wähle ich mir jetzt als Boten aus vor allen.
Wohin auch euer Lauf euch führt in steter Hast,
Wo ihr findet mögt den stillen Port der Rast,
Ach bitte, grüßet mir ein Land auf eurem Wallen,
Ach jenes schöne Land, das heißgeliebte Land,
Das mir die Wiege war und wird mein Grab auch werden,
Das einzige Land, das reichste Erb' auf Erden,
Das schöne weite Land, mein teures Vaterland! –
Und wenn ihr auf der Fahrt den Felsenstein erschaut
Am See und weinen seht ein Mädchen an dem Rand – –“
Er schweigt – sein Auge ist von Tränen übertaut.

Nun mit dem Frevler zieht die Schar vom Bergeshaupt
Den breiten Pfad herab, durch's Wäldchen jungbelaubt.
Tief abwärts geht es fort. Der Hügel ist erreicht. –
Und wieder schweigt der Lärm und jede Wang' erbleicht,
Schon steht der Henker da, gelhnt an's blanke Schwert.
Der Frevler erhebt nochmals das Aug' empor, das bange,
Und schaut um sich und seufzt und senkt den Blick zur Erd',
Und rüstet sich, dass er den Todesstreich empfangen.
Entblößt ist Hals und Brust – nun sinkt er auf die Knie',
Der Henker tritt zurück – furchtbarer Augenblick –
Der Henker hebt das Schwert – er zielt – er schwingt's – und wie
Ein wilder Blitzstrahl fährt's dem Frevler in's Genick –
Am Boden rollt das Haupt – ein Sprung zurück – und dumpf
Fällt auch zur Erde hin der blutbefleckte Rumpf,
Zur schönen Erde ach, geliebt und vielgegrüßt,
Zur mütterliche Erd', die einst ihm Wiege war,

Zum teuren Heimatsgrund, der ihm das Grab erschließt,
Zum schönsten Erbkleinod, zur liebsten Mutter gar,
Zur Mutter, über die des Sohnes Blut nun fließt! –

Und krachend bricht nun Glied um Glied, bis dann die Leiche
Grausam geflochten ist auf's Rad von Speich' zu Speiche,
Indes sich schon der Kopf hoch auf dem Pfahl erhebt;
Der Fürst des Waldreviers, so hat er ausgelebt!
Es weht sein letzter Traum noch um die bleiche Wange.
Und um den Hügel drängt bis zu des Abends Grauen
Zahlloses Volk sich, den Gerichteten zu schauen.
Erst als versöhnend mild die Sonn' im Niedergange
In den erstarrten Blick des toten Hauptes funkelt,
Da kommt kein Mensch. Leer ist das Seegestad. Es dunkelt.

Auf fernem Bergkamm loh't der letzte Abendbrand,
Und durch die Nachtruh' ging des Mondes Silberlicht,
Umschleiernd jenes Hauptes verblich'nes Angesicht,
Und auch den Hügel, der still am Gestande stand.
Fern liegt die Stadt und gleicht der weißen Wolk' im Blauen,
Es schweift der tote Blick hinüber nach den Auen,
Den Au'n des Kindheitsglücks. – O schöne, schöne Zeit,
Wie trug der wilde Flug des Schicksals sie so weit,
Wie ist ihr Traum so fern – ein Totenschatten bloß!
Das Bild der Stadt, getaucht in der Gewässer Schoß,
Des armen Sterbenden spätletzter Trostgedank',
Sein ausgestorb'ner Nam', uralter Schlachten Tosen,
Ein alter Nordlichtschein, verblasste Maienrosen,
Zerschlag'ner Harfen Ton, zerriss'ner Saiten Sang,
Verblühter Zeiten Mähr', erstorb'ner Sterne Schein,
Verborg'ner Irrlichttanz, des toten Liebchens Pein,
Erlosch'ner Flammen Rauch, zerschmolz'ner Glocken Klang,
Ein längstverscholl'nes Grab, versunk'ne Ewigkeit –
Das ist der Totenwelt bildschöne Kinderzeit!

Spätanabend ist's – es ist der zweite Mai –
Ein Abendmai – es ist der Minne Zeit,
Die Turteltaube lockt zur Seligkeit.
„Wilhelm! – Wilhelm!! – Wilhelm!!! –“

Zweites Intermezzo

Sich gegenüber steh'n zwei Bergeshöh'n,
Darüber sich ein Graugewölke spannt,
Und ähnlich einer Kuppel, nächtlich schön,
Schlingt's um das Gipfelpaar ein festes Band.
In tiefem Talgrund herrscht zu später Stunde
Ein Schweigen, öd' wie das im Grabesgrunde.

Wenn nach dem Hintergrund die Blicke spähen,
Da könnten sie in weiter Fern' die grauen
Abschüssig steilen Felsenwände schauen,
Wie diese näher an einander treten;
Aufragend zu der lichten Ätherhöhe
So bilden scheinbar sie ein schmales Tor –
Dahinter, in der schwarzen Wolken Nähe
Flammt dunkelrot der Abendbrand empor.
Doch an Himmelblau im Westen schmieget
Goldleuchtend sanft sich an ein langer Streifen,
Indessen ein Nachtvögelschwarm umflieget
Im Kreis die schöngezackten Purpurschleifen,
Als ob er durch des Tores Flammenbau
Nun zöge in die Ferne, nebelgrau.
Schon lischt das Spätrot aus im Abendschauer,
Blass – blässer – bis der weite Himmel sacht
Herniederweint den Tränentau der Nacht,
Sich um die Erd' versenkt in tiefe Trauer.

In jenem tiefen Tal ohn' Lebenszeichen
Sitzt tief im Schatten hundertjäh'ger Eichen
Ein dichter Männerchor im weiten Kreis,
Gehüllt in seine Mäntel, lang und weiß –
Das sind der Nacht verschwigende Vasallen.
Ein Jeder starrt vor sich hin auf die Erde,
Stumm, regungslos, mit ängstlicher Gebärde,
Als hätte sie ein Schreck, ein rascher, wilder,
Verwandelt in leblose Marmorbilder.
Gleich Abendklagen auf der stillen Heide
So ziehet seufzend, klagend durch den düstern,
Den steingeword'nen Kreis geheimes Flüstern,
Und immer wieder tönt's im bangen Leide:
„Der Hauptmann ist gefallen – ist gefallen!“

Dann, wie der Wind im wilden Wirbel saust,
Es in dem regungslosen Nachtchor braust:
„Der Hauptmann ist gefallen – ist gefallen!“ –

Gleichwie das Baumlaub rauscht im Waldesgrund,
Wenn sich des Pilgers Ruf am Felsen bricht,
So hallt es rastlos fort von Mund zu Mund,
Stets nur in einem Ton und anders nicht:
„Der Hauptmann ist gefallen – ist gefallen!“ –

Die weiten Wälder stöhnten durch die Nacht,
Des Echo Klagen waren rings erwacht:
„Der Hauptmann ist gefallen! – Gefallen!! – Gefallen!!!“

IV

Der schöne Mai entschwand, weil seine Blüten hingen;
Dann kam des Sommers Pracht; der Sommer zog vorbei,
Der Herbst, der Winter auch – und wieder kam der Mai –
Die Jahre wandern von uns fort auf schnellen Schwingen.

So schwanden sieben Jahr'. – Dem letzten Jahretag
Folgt' eine tiefe Nacht – Es kam mit leisem Schritte
Das neue Jahr. Die Rund' in heil'gen Träumen lag,
Nur dort am Ufer hört' man eines Pferdes Tritt.
Es war mein Pferd. – Ich ritt bei Nacht dahin zur Stadt;
Als ich zum Hügel kam, wo auf dem stillen Pfahle
Der Wälderfürst schon längst sein Ziel gefunden hat,
Den Schädel Wilhelm's sah ich hier zum erstenmale.
Wohin durch's Nachtgefilde sich auch der Blick erstreckt',
Gebirg und Tal und Wald und Feld und Seegestad'
Hielt wie ein Leichentuch der Schnee bedeckt,
Verhüllt' als Grabschuttluch auch den Schädel und das Rad. –
Durch schwarze Wolken zieht der Mond in bleicher Trauer.
Ich sporn' mein Pferd an und erreich' im scharfen Trabe
Die Stadt; am nächsten Tag fragt' ich nach dem Skelette.
Da wies mein alter Wirt still nach der Schädelstätte –
Treu schrieb ich nieder, was ich nun vernommen habe.

Bald riss in's Weltgetriebe mich wieder das Geschick,
Den Trauergeist berührt' manch' arger Sturmwindflügel;
Doch jene Schauermaier', stets lockt' sie mich zurück,
Bis mit dem jungen Lenz ich widersah den Hügel.
Da saß ich auf der Höh' im Abendsonnenschein –
Und über mir Rad, Pfahl und Schädel und Gebein –
Und trauernd schaut' ich weit hinaus in's Frühlingsland,
Bis dort, wo das Gebirg im Nebelflor verschwand.

Und wieder war es Abend – erster Mai –
Ein Abendmai – es war der Minne Zeit.
Die Turteltaube lockt' zur Seligkeit
Im duft'gen Kieferhain, so traut und treu.
Von Liebe flüsterten die stillen Moose,
Und Liebeswehe log der Blütenbaum,
Von Liebe sang die Nachtigall der Rose,
Der Abendwind verriet den Rosentraum.
Mollklänge hauchte heimlich und tiefsinnig
Der glatte See in des Gebüsches Kühle,
Und das Gestad' umarmt' ihn, wie im Spiele
Der Bruder hält umarmt die Schwester innig.
Und um den Schädel legte das späte
Goldsonnenrot hin, wie ein Rosenring,
Der hell die weiße Knochenwang' umwehte
Sammt ihrer Haut, die dürr vom Kinne hing.
Und durch den Schädel blies der Wind, als riefte
Und lacht' ein Toter aus der Wellentiefe;
Wirr flog noch hie und da ein langes Haar,

Das von der Zeit dem Kopf gelassen war,
Und unten blinkten Tropfen Tau's, gleich Edelsteinen,
Als ob die Augenhöhlen noch, die leeren,
Gerührt von solcher Abendmaipracht wären
Und wollten ihr erlosch'nes Licht beweinen.

So saß ich dort, bis im erblühten Mondeslicht
Bleich ward der Schädel und bleich auch mein Angesicht;
Sein Glanzflor dehnte wie das Leichentuch, das weiße,
Sich über Tal und Wald und Berg durch alle Kreise.
Noch tönt aus weiter Fern' des Kuckuck's Ruf nach langer
Nachtstill' durch's Blumental – zuweilen ächzt die Eul'
Und aus den Höfen hallt der Hunde Wehgeheul.
Es hauchen süßen Duft die Kräuter auf dem Anger,
Und auf dem Hügel blüh'n die Tränennelken reich;
Der tiefe Seegrund scheint geheimnisvoll zu glänzen,
Leuchtkäfer schwirren, den fliegenden Sternen gleich,
Rings um das Rad, in Spiel und hellen Fackeltänzen.
Oft lässt sich einer auf dem bleichen Schädel nieder,
Wie eine Trän' im Fall' entflattert er bald wieder.

An meinem Schmerzblick auch zwei heiße Tränen prangen,
Den Funken gleich im See, und netzen mir die Wangen,
Denn auch mein schönstes Sein, die holde Kinderzeit,
Wie trug der wilde Flug des Schicksals sie so weit!
Wie ist ihr Traum so fern – ein purer Totenschatten!
Das Bild der weißen Stadt, versenkt im See, dem glatten,
Des armen Sterbenden spätletzter Trostgedank',
Sein ausgestorb'ner Nam', uralter Schlachten Tosen,
Ein alter Nordlichtschein, verblasste Maienrosen,
Zerschlag'ner Harfenton, zerriss'ner Saiten Sang,
Verblühter Zeiten Mähr', erstorb'ner Sterne Schein,
Verborg'ner Irrlichttanz, des toten Liebchens Pein,
erlosch'ner Flammen Rauch, zerschmolz'ner Glocken Klang,
Ein längst verscholl'nes Grab, versunk'ne Ewigkeit,
Verlor'nes Paradies, des Schwanes Melodei –
Das ist die Kindheit mir. – Die Gegenwart, die Zeit
Des Jünglingslebens ist, wie dies Gedicht, ein Mai,
Ist wie ein Abendmai im öden Felsental –
Ein Lächeln auf der Wang', im Herzen tiefe Qual.

Siehst du den Pilger dort, der über's Heideland
Zum Ziele eilt, bevor das Spätrot ausgebrannt?
Nun, diesen Pilger nimmt nie wieder war dein Blick,
Wenn er bei jenem Fels am Horizont versand,
Nie wieder – nie! Das ist mein kommendes Geschick.
Wer pflanzt in solch' ein Herz des Trostes sanfte Triebe?
Endlos ist meine Lieb'! – Getäuscht ist meine Liebe!

Spätabend ist's – es ist der erste Mai –
Ein Abendmai – es ist der Minne Zeit;
Das Turteltäubchen lockt zur Seligkeit:
„O Hynek! – Wilhelm!! – Jarmilla!!!“